

trag, den das Bundesverfassungsgericht in seiner Entscheidung vom 28. Mai 1993 an den Gesetzgeber gerichtet hat: „Er bleibt vielmehr aufgrund seiner Schutzpflicht weiterhin dafür verantwortlich, daß das Gesetz tatsächlich einen – unter Berücksichtigung entgegenstehender Rechtsgüter – angemessenen und als solchen wirksamen Schutz vor Schwangerschaftsabbrüchen bewirkt. Stellt sich nach hinreichender Beobachtungszeit heraus, daß das Gesetz das von der Verfassung geforderte Maß an Schutz nicht zu gewährleisten vermag, so ist der Gesetzgeber verpflichtet, durch Änderung oder Ergänzung der betreffenden Vorschriften auf die Be-

seitigung der Mängel und die Sicherstellung eines dem Untermaßverbot genügenden Schutzes hinzuwirken (Korrektur- oder Nachbesserungspflicht).“

Auch wenn der HI. Vater uns durch seinen Brief vom 11.1.1998 eine schwierige Aufgabe übertragen hat, so sind wir doch der Überzeugung, daß eine an diesem einen Punkt erneuerte Fassung der Beratungstätigkeit zum Wohl unserer Gesellschaft sein wird und den schwangeren Frauen in Not besser dienen kann. Die Regelung der Einzelheiten hat er den Bischöfen und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern überlassen.

„Das Evangelium neu entdecken“

Ein Gespräch mit Andrea Riccardi von der Gemeinschaft Sant’Egidio

Eine für kirchennahe Bewegungen ungewöhnliche öffentliche Aufmerksamkeit findet seit Jahren die römische Gemeinde Sant’Egidio – innerhalb Italiens mit ihren vielfältigen sozialen Aktivitäten, international mit ihren Vermittlungsbemühungen in Krisenregionen. Zweimal wurde sie bereits für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Wir sprachen mit einem der Gründer der Gemeinschaft, dem Historiker Andrea Riccardi. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Herr Professor Riccardi, was hat Sie persönlich und Ihre Freunde bewegt, als Sie sich Ende der 60er Jahre auf die Suche machten nach einer neuen Gemeinschaftsform, um sich als Christen zusammenzufinden?

Riccardi: Für uns – nicht nur für mich und meine Freunde, sondern für unsere ganze Generation – war das Datum 1968 sehr wichtig. 1968 steht für den sozialen Wandel in Nordamerika und Europa. 1968 trat eine neue Generation in den Vordergrund, die den Krieg allenfalls aus der Erinnerung der Eltern kennengelernt hatte. Diese Generation fragte sich, welche Zukunft das Abendland haben würde – auf politischem ebenso wie auf persönlichem Gebiet.

HK: Das klingt so, als hätten Sie eine insgesamt positivere Sicht dessen, wofür das Datum 1968 gemeinhin steht, positiver jedenfalls, als es vielfach in der katholischen Kirche gesehen wird...

Riccardi: Yves Congar sagte mir einmal (ich habe ihn oft in Paris besucht, und er besuchte uns in Sant’Egidio), das Konzil und ’68 seien zwei Ereignisse, die zusammengehörten. Beides habe miteinander zu tun. Das eine beziehe sich auf das andere. Beide machten den Kern der 60er Jahre aus. Im übrigen war ’68 keineswegs auf Westeuropa beschränkt – denken Sie an das Klima von Prag 1968. ’68 steht für die Suche nach Neuem.

HK: Was haben Sie damals religiös-kirchlich an Neuem gesucht?

Riccardi: In einer bestimmten Phase meiner Biographie spürte ich in mir den Wunsch danach, gewissermaßen in der ersten Person zu leben, eigene Wege zu gehen. Die katholischen Verbände in Italien kamen mir veraltet vor. Es gab damals zuviele politische Verwicklungen. Hinzu kam die enge Verquickung mit der „Democrazia cristiana“. Christsein hieß damals zugleich, einer bestimmten Partei nahestehen. Für mich bedeutete Christsein etwas anderes. Die Mentalität dieser Vermischung von Christsein und Parteipolitik war nicht meine Sache. Beim Aufstieg der Linken kam es zu anderen Zweideutigkeiten.

„Die Armen betrachten wir als unsere Freunde und Familienangehörigen“

HK: Soweit negativ zu dem, was Sie nicht wollten. Was wollten Sie positiv?

Riccardi: Meine Vorstellung damals war sehr einfach: Ich suchte nach etwas Authentischem. Der Geschmack des Evangeliums; das Evangelium in die Hände nehmen; das Evangelium lesen; was sagt das Evangelium? Wie als Christ in einer modernen Großstadt leben? In den 60er Jahren richtete sich die Kirche neu aus – in der Zeitgenossenschaft; sie ging auf die neuen Generationen zu. Wir hatten das Recht und den Willen, neu zu beginnen. Mein Erlebnis in der damaligen Zeit war: Ich entdeckte für mich das Evangelium

neu. Ich wollte nach dem Evangelium leben – ohne zuviele Hinzufügungen.

HK: Zuweilen wird Sant'Egidio in der Literatur als „Basisgemeinde“ bezeichnet, als eine unter vielen, die es gerade in den 70er Jahren in Italien gab. Versteht sich Sant'Egidio als eine „Basisgemeinde“?

Riccardi: Der Begriff der „Basisgemeinde“ ist für die Lage in Lateinamerika kennzeichnender als für Europa. Ich kenne die lateinamerikanische Debatte über dieses Thema vor allem aus El Salvador. Die Basisgemeinden stehen in enger Verbindung zur gesellschaftlichen und kirchlichen Wirklichkeit dieses Subkontinents. Dennoch ist natürlich richtig: Sant'Egidio war von Anfang an eine Gemeinschaft, die an der Basis, in den Vorstädten, lebte.

HK: Die italienischen Basisgemeinden der 70er Jahre sind heute weithin verschwunden, während Sant'Egidio – nimmt man den kirchenamtlichen Zuspruch zum Maßstab – inzwischen zu den etablierten Größen in der katholischen Kirche gehört. Wo liegt der Unterschied?

Riccardi: Die Frage der Unterschiede stelle ich mir in meiner Arbeit als Historiker oder Soziologe. Auf der Ebene des Glaubenszeugnisses lebt man nicht, indem man Unterschiede hervorhebt. Unsere Vorstellung bestand darin, eine kirchliche Gemeinschaft aufzubauen. Für uns war dieser Versuch, eine neue kirchliche Gemeinschaft zu leben, Schöpfung und Gabe. Wir waren nicht an Kritik gegenüber kirchlichen Institutionen interessiert. Das Konzil öffnete uns den Weg, um die Kirche als Gemeinschaft zu leben. Für mich besteht das Konzil nicht in erster Linie aus Texten, sondern aus einem bestimmten Klima, einer bestimmten Geisteshaltung. Unser Problem waren vor allem die Armen. Wir wollten Rom kennenlernen, die Armen in dieser Stadt entdecken, ähnlich wie man nach und nach einen Blick bekommt für die Armen in der sogenannten Dritten Welt.

HK: Nun ist die Arbeit etwa mit den Armen und für sie keine Erfindung von Sant'Egidio. Gerade die Kirchen mit ihren zahlreichen sozialen Institutionen tun auf diesem Gebiet einiges. Das ist in Deutschland so und in Italien im Kern sicherlich nicht viel anders. Was unterscheidet damals und unterscheidet bis heute Ihre Arbeit von derjenigen der etablierten Kirche?

Riccardi: Es ist keine Schande, das gleiche zu tun, auch wenn man dies auf unterschiedlichen Wegen tut. Von Anfang an war es unser Anliegen, Beziehungen zu den Armen aufzunehmen, nicht Werke, Institutionen zu errichten, selbst wenn wir auch dieses hin und wieder tun. So organisieren wir beispielsweise Häuser für alte Menschen, hier in Trastevere ein Haus für AIDS-kranke Kinder, und haben gerade ein Haus für AIDS-Kranke eingerichtet. Die institutionelle Seite ist für uns aber nicht das Entscheidende. Das Wichtigste ist für uns, freundschaftliche Beziehungen zu den Armen zu leben. Die Armen betrachten wir in Sant'Egidio als unsere Freunde und Familienangehörigen. In diesem Geist helfen wir etwa 4000 alten Menschen allein hier in Rom.

HK: Inwieweit läßt sich dieser Ansatz in der Sozialarbeit auch auf andere Bereiche der Arbeit von Sant'Egidio übertragen? Mit anderen Worten: Worin besteht die eigene Methodologie von Sant'Egidio etwa bei Friedensgesprächen?

Riccardi: Man könnte in der Tat sagen: Hier ist Sant'Egidio der Vergangenheit mit der Arbeit mit den Armen, dort Sant'Egidio der Gegenwart mit der diplomatischen Arbeit. So ist es aber gerade nicht. Es gibt ein Sant'Egidio, das sich – neben anderem – auch für den Frieden einsetzt. Wie wir das machen? Begonnen haben wir damit, daß wir Menschen aus dem Mittleren Osten, Libanesen und anderen, persönlich halfen und den Kontakt mit ihnen pflegten. Auch mit Mosambik: Wie konnte man einem zerstörten Land helfen, wenn man nicht den Frieden suchte?

HK: Aber irgend etwas muß doch hinzukommen, was dann – im Fall von Mosambik sogar erfolgreiche – Bemühungen um einen Friedensschluß auf höchster politischer und diplomatischer Ebene möglich machte. Was ist das?

Riccardi: Unsere Mittel sind: Bekanntschaft mit den Menschen vor Ort und Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen, Vertrauen und ansonsten immer wieder die Versicherung, daß man nichts anderes im Sinne hat als den Frieden. Als wir das Friedensabkommen von Mosambik unterschrieben hatten, wurden wir gefragt, was wollt ihr nun in Mosambik machen? Wollt ihr künftig gewissermaßen als Garant des Friedens auftreten? Der Präsident lud mich nach Mosambik ein: großer Bahnhof, blaues Ordensband, goldenes Verdienstkreuz, nationaler Held... man kennt die Dinge. Aber wir haben das nicht gewollt. Da haben wir gesagt: Unsere Mission ist beendet. Wir kehren nach Rom zurück, um unsere normale Arbeit zu tun. Mit anderen Worten: Wir haben kein anderes Ziel als den Frieden.

„Wir sind weder der diplomatische Arm des Vatikans, noch derjenige Italiens“

HK: Mitarbeiter eines x-beliebigen Außenministeriums oder andere Fachleute aus Außenpolitik und Diplomatie kennen doch auch die Menschen vor Ort, wissen Bescheid über die örtlichen Verhältnisse und verfügen über Kontakte. Was unterscheidet Ihre Arbeit von derjenigen von Fachleuten auf diesem Gebiet? Welche Methoden wenden Sie an, die andere nicht kennen oder wenigstens nicht anwenden?

Riccardi: Die Frage müssen Sie den Diplomaten und Außenpolitikern stellen. Selbstverständlich sagen wir nicht: Nur wir können Frieden herbeiführen. Eine andere Frage ist es jedoch, ob es in einem bestimmten Fall gelingt, eine Synergie herzustellen zwischen verschiedenen Privatpersonen, den Regierungen und uns als Gesprächspartnern. Ohne die Regierung eines betreffenden Landes kann kein Frieden zustandekommen. Ob Italien in der Lage gewesen wäre, einen Friedensschluß in Mosambik herbeizuführen, kann ich nicht beurteilen. Die Rolle Italiens, Frankreichs, Portugals, der

Vereinigten Staaten war sehr wichtig in dem Friedensprozeß – das ist das eine –, die tatsächliche Zusammenarbeit mit den verschiedenen beteiligten Institutionen aber etwas anderes.

HK: Offensichtlich verfügt ein Initiator wie Sant'Egidio über Eigenschaften und Fähigkeiten, die nicht einfach identisch sind mit Expertenwissen und politischem Sachverstand. Welche sind das?

Riccardi: Ein Element hierbei ist sicherlich die nötige Beharrlichkeit und Geduld, mit der wir Kontakte pflegen und Gespräche führen. Im Fall von Mosambik haben wir andert-halb Jahre gearbeitet. Die Situation war in dieser Zeit manchmal zum Verzweifeln: Monat um Monat keine Ergebnisse. Wir haben in dieser Zeit Flexibilität gezeigt und waren zugleich überzeugt davon, daß wir es schaffen würden. An jedem Tag gab es 100, 200, 300 Tote, abscheulich. Zugleich hatten wir das Gefühl, daß das mosambikanische Volk zu uns hielt. Das ist – wenn Sie so wollen – unsere Methodologie.

HK: Geduld alleine wird andererseits auch nichts ausrichten. Daher noch einmal gefragt: Worin liegt die eigene und unverwechselbare Kompetenz von Sant'Egidio auf diesem Gebiet?

Riccardi: Diplomaten stellen uns immer wieder diese Frage. Ich weiß nicht, worin unsere Kompetenz besteht. Ich kann Ihnen Geschichten davon erzählen, wie sich die Kontakte und Gespräche zugetragen haben, worin unsere Probleme bestanden, was unsere Stärke ausmachte. Und darüber hinaus – wenn Sie mir diese Bemerkung erlauben – kann ich nur entschieden davon abraten, einen Italiener, überhaupt einen mediterranen Menschen nach seiner Methodologie zu fragen...

HK: Heißt das, daß es so etwas wie Sant'Egidio nur in Italien mit seinen spezifischen Mentalitäten und Einstellungen geben kann?

Riccardi: In verschiedenen Ländern ist die Erfahrung von Sant'Egidio entstanden. Das römische Umfeld spielt bei unserer Arbeit sicherlich eine wichtige Rolle: die alten Gemäuer dieses Klosters, die gastfreie Gemeinschaft als eine Wirklichkeit unter Menschen. Menschen, die hier hinkommen, spüren, daß wir nichts anderes wollen, als mitzuhelfen, den Frieden zu schaffen. Wir haben keine wirtschaftlichen und andere Interessen.

HK: Welche Rolle spielt dabei die Stadt Rom?

Riccardi: Der Rahmen dieser Stadt flößt Sicherheit ein. Es ist die Stadt zweier Zentren, demjenigen Italiens und demjenigen einer Weltkirche. Rom ist einerseits eine schwache Stadt. Andererseits ist Rom eine „agora“. Einerseits fasziniert die Vergangenheit dieser Stadt, andererseits laufen in ihr Fäden aus der ganzen Welt zusammen, bildet sie ein Zentrum. All das trägt zu einem Klima bei, das unsere Arbeit erst möglich gemacht hat. Wenn Freunde aus Frankreich fragen: Ist das auch in Paris möglich? kann ich nur sagen: Die Frage könnt nur Ihr selbst beantworten.

HK: Welche Rolle spielt darüber hinaus die nicht nur räumliche Nähe zum Vatikan? Ist sie Teil Ihres Konzeptes?

Riccardi: Zu dieser Frage gibt es verschiedene Thesen. So wird etwa die Ansicht vertreten, Sant'Egidio sei so etwas wie der diplomatische Arm des Vatikans. Was der Vatikan – aus welchen Gründen auch immer – nicht tun kann, das macht Sant'Egidio. Das ist eine These, die plausibel klingt. Es könnte sich tatsächlich so verhalten. Ihr einziger Fehler besteht darin, daß sie falsch ist. Würde der Vatikan uns in einem konkreten Fall um einen Gefallen bitten, würden wir es tun. Aber der Vatikan ist nie an uns herangetreten. Eine Erleichterung für unsere Arbeit ist das christliche Rom insgesamt, aber nicht der Vatikan. Wir sind weder der diplomatische Arm des Vatikans, noch derjenige Italiens.

„Pfarreien sollen auf keinen Fall Abbilder von Sant'Egidio sein“

HK: Und der Papst persönlich, wie steht es um die Verbindung zu ihm?

Riccardi: Der Papst ist unser Bischof, der Bischof von Rom. Wir haben ihn in verschiedenen Pfarrgemeinden Roms getroffen. Alle anderen Kontakte haben weniger mit dem Papst als mit der Rolle Roms in der Weltkirche zu tun. Zu vielen italienischen wie auch ausländischen Priestern haben wir im Laufe der Jahre Kontakte bekommen. Das ist Rom. Man kennt sich mal mehr, mal weniger. Hinzu kommen die ökumenischen Kontakte: Protestanten, Orthodoxe.

HK: Wenn schon nicht Arm des Vatikans, so könnte Sant'Egidio vielleicht ein Werkzeug der einen oder anderen Großmacht und ihrer Diplomatie sein...

Riccardi: Im Fall von Algerien hat man gesagt, wir machten nur die Arbeit, um die die Amerikaner gebeten haben. Oder es gibt die These, daß die italienische Regierung uns hilft. Wir folgen bei der Arbeit unserem Gewissen. Die Dinge sind weniger organisch, als man gemeinhin annimmt. Wir sind die Handwerker, die anderen die Großindustrie.

HK: A propos Algerien. In Mosambik hatten Sie Erfolg, im Fall von Algerien nicht. Ohne daß wir an dieser Stelle auf Details der algerischen Friedensgespräche eingehen können – sehen Sie die algerischen Gespräche auch vornehmlich als gescheitert an?

Riccardi: Ich nenne diesen Vorgang ein Scheitern mit Erfolg. Das Scheitern von Sant'Egidio, Europas, Algeriens besteht darin, daß weiterhin Menschen sterben. Wir haben einen Versuch gewagt beim Kolloquium in Rom, der nach drei Jahren Schmerz und Terror der einzige bleibt.

HK: Und der Erfolg?

Riccardi: Er bestand darin, daß wir es fertig gebracht haben, daß die algerische Frage auf die erste Seite der Weltpresse

kam, sprich: daß dieser Frage bzw. der Suche nach einer friedlichen Lösung endlich die öffentliche Aufmerksamkeit zuteil wurde, die sie verdient hat.

HK: Was hat Sant'Egidio durch das Scheitern der algerischen Gespräche gelernt?

Riccardi: Man sollte nicht immer versuchen, der Friedensengel sein zu wollen. Dennoch muß man sich für den Frieden einsetzen, nach Wegen suchen, den Frieden herbeizuführen. Was Algerien angeht, können wir nicht zufrieden sein; trotzdem sind wir nicht nur unzufrieden mit unserer Arbeit. Nach drei Jahren spricht man immer noch vom Treffen in Rom. In mir selbst spüre ich eine tiefe Traurigkeit. Frankreich, Europa – was habt Ihr unternommen? Ich habe mit vielen europäischen Politikern darüber gesprochen. Sie sagten zumeist bloß: Algerien, was kann man da machen?

HK: Könnte man die Frage nach der ureigenen Kompetenz einer Gemeinschaft wie Sant'Egidio vielleicht beantworten mit einem Begriff, der hier nicht abwertend, sondern – im Gegenteil – durchaus positiv gemeint ist: Naivität? Eine Haltung also, die – trotz aller Einwände und Bedenken von Experten – schlicht und einfach zum Handeln herausfordert, indem man sagt: Wir können und dürfen nicht nichts tun. Und die sich in dem einen oder anderen Fall als produktiver erweisen kann als die Haltung aller Experten, die zwar alles wissen, aber meinen, wenig tun zu können?

Riccardi: Dieser Ansatz scheint mir sehr interessant zu sein. Es handelt sich um die Naivität von Männern und Frauen, die lediglich Experten in Fragen der Humanität sind. Unsere Erfahrung von Ländern wie Algerien und Mosambik hat uns dahin gebracht, uns zu engagieren. Auch im Fall von Algerien haben wir mit einer gewissen Naivität begonnen, aber mit einer durchaus verantwortlichen Naivität. Wir waren frei. Wir waren nicht Frankreich, das die Algerier im eigenen Land hat. Wir waren nicht Italien, das das Öl braucht. Wir waren nicht Deutschland, das Frankreich keine Probleme bereiten will, nicht der Vatikan, der auf die Bischöfe vor Ort Rücksicht nehmen muß. Wir haben unsere Verantwortung wahrgenommen. Wir waren es, die gesagt haben: Wir müssen das Schweigen brechen.

HK: Die Entstehung und der – in einem gewissen Sinne – Erfolg einer Gemeinschaft wie Sant'Egidio ist auch eine Antwort auf eine bestimmte innerkirchliche Lage. Inwieweit ist Sant'Egidio auch eine Reaktion auf die Krise traditioneller Sozialformen, etwa der Pfarrei?

Riccardi: Die Territorialpfarrei ist mit der Entstehung der Städte in eine Krise gekommen. Sie eignete sich besonders für das Land. Als Antwort darauf entstanden Verbände, Bewegungen und vieles andere mehr. Dennoch bin ich der Überzeugung, daß die territoriale Pfarrgemeinde weiter bestehen bleiben wird. Sie ist so etwas wie die Kirche aller. Die anderen Gruppierungen dagegen sind eher die Kirche meiner Wahl.

HK: Wie versteht sich Sant'Egidio im Unterschied und im Verhältnis zur Pfarrei?

Riccardi: Sant'Egidio ist zuallererst eine Antwort auf die Suche von Männern und Frauen nach einem Leben im Sinne des Evangeliums, in zweiter Hinsicht aber auch eine Antwort auf die Krise der Territorialpfarrei. Sant'Egidio stellt sich nicht gegen die Territorialpfarrei. Wir versuchen aber Männer und Frauen zu erreichen, die von der Territorialpfarrei nicht erreicht werden.

HK: Ist eine gewisse Konkurrenz zwischen Gemeinschaften wie Sant'Egidio und den Pfarreien nicht unvermeidlich?

Riccardi: Uns ist nicht daran gelegen, daß die Kirche als ganze so ist wie wir. Im jugendlichen Alter ist man von sich selbst überzeugt, grenzt sich von anderen ab – das gilt für Individuen ebenso wie für Gruppen. Im Laufe der Zeit ist auch bei uns die Erfahrung herangereift: Es kann nicht darum gehen, die Kirche nach unserem Beispiel anzupassen. Die Pfarreien sollen und können keine Abbilder von Sant'Egidio sein. Das wäre ein Verlust für die Kirche. Sant'Egidio versteht sich als eine Form neben und zusammen mit anderen innerhalb der Kirche.

„Der Papst hat uns nicht den Auftrag erteilt, Assisi fortzusetzen“

HK: An der Liturgie, wie sie in Sant'Egidio gefeiert wird, fällt ihre ostkirchliche Prägung auf. Welchen speziellen Stellenwert hat die Liturgie innerhalb der Gemeinschaft?

Riccardi: Es gibt einen roten Faden der Gemeinschaft, nämlich das Gebet, zu dem wir hier in der Kirche Sant'Egidio jeden Abend zusammenkommen und das auch ein fester Bestandteil des Lebens der Gemeinschaften außerhalb Roms ist, sowie die Feier der Eucharistie am Sonntag. Die Woche steht für die Arbeit, für das Engagement für den Nächsten, aber auch für das gemeinschaftliche Gebet und die Lektüre der Bibel innerhalb des zeitlichen Rahmens, den ein Wochentag bietet. Die Liturgie am Sonntag ist der Ort, an dem sich die ganze Gemeinschaft zusammenfindet. Entsprechend der ostkirchlichen Tradition braucht es für die Liturgie genügend Raum und Zeit. In der Liturgie feiern wir ein Geheimnis und hören nicht nur einem Vortrag zu. So treten wir ein in die Wirklichkeit Gottes mit uns.

HK: Steht das Interesse an „schöner“ Liturgie für Sant'Egidio in Spannung zum Engagement für die Armen?

Riccardi: Gerade die Armen haben uns auf diesem Gebiet einiges gelehrt. Für uns junge bürgerliche, für uns traditionelle Kirchgänger mußte die Liturgie eine Botschaft haben, am besten noch eine Diskussion. Die Armen möchten dagegen eine „schöne“ Liturgie haben. Der Tag des Herrn soll für sie ein Tag sein, der sich unterscheidet.

HK: Sant'Egidio wird in diesem Jahr 30 Jahre alt. In welcher

Hinsicht hat sich die Gemeinschaft in diesen Jahren verändert – abgesehen davon, daß ihre Mitglieder älter geworden sind?

Riccardi: Natürlich ist die Generation der Gründer älter geworden. Dennoch ist die größte Gruppe von Mitgliedern heute um die 30 Jahre alt. Verändert haben wir uns ansonsten vor allem in einem Punkt: Wir dachten zunächst überhaupt nicht daran, eine Bewegung zu schaffen, die auch außerhalb von Rom ansässig ist. Wir begannen als eine Gemeinschaft in und nur in Rom. Wir wollten keine Bewegung gründen, die in Deutschland, Belgien, Guatemala, auf Kuba, in El Salvador, Afrika oder anderswo präsent ist.

HK: Wie ist es dennoch dazu gekommen?

Riccardi: Wir haben die Welt nicht gesucht. Die Welt hat vielmehr uns gesucht. Es sind Freunde hier nach Rom gekommen und haben gefragt: Können wir Eure Erfahrungen in unserem Land leben? Unsere Antwort war: Warum nicht? Aus welchem Grund hätten wir nein sagen sollen? So ist eine Gemeinschaft nach der anderen entstanden, eine Gemeinschaft von Gemeinschaften, eine Art von Familie, die sich Sant'Egidio nennt. Wir sind keine Bewegung, wir sind eine Bruderschaft von Gemeinschaften. Das ist die wichtigste Veränderung innerhalb unserer Gemeinschaft, und sie fand vor allem in den 80er Jahren statt. Auf diese Weise ist Sant'Egidio zunächst europäisch, dann afrikanisch und schließlich lateinamerikanisch geworden.

HK: Die Vielfalt der Weltkirche bildet sich so bis zu einem gewissen Grade innerhalb Ihrer Gemeinschaft ab. Wie gehen Sie damit um?

Riccardi: Uns stellt sich zunehmend die Frage: Wie sieht ein polyzentrisches Sant'Egidio aus? Die Liturgie in Mosambik und Kamerun sind verschieden. Dennoch gibt es einen bestimmten Geist, der beide Orte verbindet, eine Freundschaft über die Grenzen der Kulturräume hinweg. Das ist der Beginn der Zukunft einer Gemeinschaft, die aus erwachsenen Gemeinschaften besteht.

HK: Der Name von Sant'Egidio verbindet sich gerade auch mit dem Engagement für die jährlich stattfindenden interreligiösen Gebete im Anschluß an das Gebetstreffen von Assisi, das 1986 auf Einladung des Papstes zustandekam. Welches Anliegen steht für Sant'Egidio hinter diesem Engagement?

Riccardi: Der Papst hat in Assisi weniger eine Rede gehalten, sondern eine Ikone aufgestellt, ein Bild, eine Vision von einer zukünftigen Welt. Dahinter steht die Vorstellung, daß in jeder Religion die Idee von Brüderlichkeit und Frieden steckt. Diese Vorstellung gilt es wachzuhalten. Die Welt soll die Vertreter der verschiedenen Religionen nicht gegeneinander gerichtet sehen, sondern den einen zusammen mit dem anderen. Das ist nicht – wie manch einer fürchtet – gleichbedeutend mit Synkretismus.

HK: Assisi fand drei Jahre vor dem Ende des Ost-West-Gegensatzes statt und dennoch scheint dieses Datum nichts von seiner visionären Kraft verloren zu haben. Inwieweit hat die

Wende von 1989 die Bedeutung des interreligiösen Engagements beeinflusst?

Riccardi: Nach dem Zusammenbruch der Mauer haben Gewalt und Krieg in den Religionen eine bedeutende Rolle gespielt: in Jugoslawien, Algerien und anderswo. Die Ära der Einteilung der Welt in zwei politische Lager ist beendet. Nun ist diese eine Zivilisation gefragt, welche Rolle in ihr die Religionen spielen sollen und können. Die Religionen spielen eine öffentliche Rolle, im Guten wie im Schlechten. Religion wird immer wieder instrumentalisiert und läßt sich instrumentalisieren.

HK: Die Fortsetzung der interreligiösen Gebetstreffen über 1986 hinaus war nicht einfach selbstverständlich. Es bedurfte eines neuen Anstoßes dazu. Warum hat sich Sant'Egidio darauf eingelassen?

Riccardi: Gleich nach Assisi habe ich gesagt: Assisi muß weitergehen. Ein Kardinal sagte mir damals: Nein, Assisi ist ein einmaliges Ereignis gewesen. Ich antwortete: Assisi war einmalig, eine schöne Geste. Nun müssen wir aber von der schönen Geste zur alltäglichen Praxis kommen. Im Alltag der Religionen und Kirchen müssen wir ein Klima gemeinschaftlichen Zusammenlebens entwickeln. Als wir das erste Treffen veranstalteten, waren manche damit nicht einverstanden. Der Papst hat uns nicht den Auftrag erteilt, Assisi fortzusetzen, aber er hat anerkannt, daß Assisi – dank unserer Arbeit – jährlich weitergeht.

„Aus dem Schatz des Christentums müssen wir neue Dinge hervorholen“

HK: Aus dem kirchlichen Verbandswesen sind wir es gewohnt, daß Gruppen dieser Art sich spezialisieren auf bestimmte Sachfragen und Anliegen. Sant'Egidio kümmert sich um Obdachlose und um alte Menschen, um AIDS-Kranke und den Frieden in Jugoslawien, Burundi und Guatemala. Die Gemeinschaft tut nicht nur viel, sie tut vor allem viel Unterschiedliches. Tut sie zu viel?

Riccardi: Nein, durchaus nicht. Wir sind immer wieder dabei, uns auf das zu beschränken, was uns wesentlich erscheint, uns zu spezialisieren. Wir sind eine Gemeinschaft innerhalb der Kirche, und da gibt es viel Unterschiedliches zu tun. Es gibt die Armen, die Obdachlosen, die AIDS-Kranken, hier ist ein Problem, dort ein anderes. Zugleich helfen uns dabei aber auch viele Personen. Die Arbeit ist auf viele Schultern verteilt. Aber richtig ist, wir wollen als Gemeinschaft nicht nur für eine Gruppe, etwa die alten Menschen, arbeiten oder nur für ein Thema, etwa den Frieden in der Welt. Im übrigen gibt es immer auch Arbeiten, die beendet werden, und andere, die neu anzupacken sind, das ist Teil der Wirklichkeit dieser Stadt.

HK: Einer Gemeinschaft wie Sant'Egidio kann es nicht gleichgültig sein, wie die katholische Kirche sich gegenüber

der modernen Lebenswirklichkeit verhält. Manche in der Kirche geben sich ausgesprochen reserviert bis ablehnend, mit dem Ziel, auf diese Weise das eigene Profil zu schärfen. Wie stehen Sie zu solchen Tendenzen?

Riccardi: Wir Christen sind zuweilen in der Gefahr, unsere Zeit zu dämonisieren, aus Nostalgie, manchmal auch in Erwartung neuer, besserer Zeiten. Die zeitgenössische Wirklichkeit ist möglicherweise verrückt, aber sie ist die Wirklichkeit, in der wir leben. Ich lebe nicht im Zeitalter des Apostels Paulus, nicht in der von Franz von Assisi, weder in der Zeit der Reformation, noch der Gegenreformation. Die Modernität beherrscht uns – so ist die Wirklichkeit nun einmal –, zugleich haben wir aber auch die Fähigkeit, unser Leben in die eigene Hand zu nehmen und zu gestalten.

HK: Also kein Versuch, nach dem erfolgreich beendeten Kampf gegen den Kommunismus nun das zum Feind zu erklären, was man gerne pauschal Liberalismus nennt?

Riccardi: Das ist Vergangenheit. Das klingt nach dem überholten „dritten Weg“ der Kirche zwischen Liberalismus und Marxismus. Der Liberalismus hat zwar gewonnen, aber weder hat das Abendland gewonnen noch das Christentum. Wir haben es zunehmend mit Zivilisationen zu tun, die den Werten von Christentum und Demokratie fremd gegenüberstehen. Nach dem Wegfall des Kommunismus müssen wir uns fragen, wie wir als Christen in einem neuen Rahmen anders leben können. Aus dem Schatz des Christentums müssen wir neue Dinge hervorholen, über neue Strategien der Präsenz in einer veränderten Welt nachdenken.

Umstrittener Konsens

Die Diskussion über die Erklärung zur Rechtfertigungslehre

Bis zum 1. Mai sollen die Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes ihre Zustimmung zur Gemeinsamen Erklärung über die Rechtfertigungslehre bekunden. In Deutschland zeichnet sich ein positives, wenn auch differenziertes Votum der lutherischen Kirchen ab. Gleichzeitig äußern aber Theologen schwere Bedenken gegen den lutherisch-katholischen Text, der in entscheidenden Punkten keinen Konsens bringt.

„Aufgrund der vorgetragenen Bedenken fordern wir dazu auf, die GE (= Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre) in der vorliegenden Form abzulehnen. Will man jedoch die GE nicht in jeder Hinsicht ablehnen, dann muß in jedem Fall verneint werden, daß die GE einen ‚Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre‘ darstellt.“ In diesen Sätzen gipfelt eine von zunächst 141 deutschsprachigen evangelischen Theologieprofessoren bzw. -dozenten unterzeichnete Stellungnahme zur Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre von Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat. Dieser massive Protest theologischer Hochschullehrer, am 29. Januar veröffentlicht, markiert den bisherigen Höhepunkt einer theologisch-kirchenpolitischen, teilweise recht polemisch geführten Auseinandersetzung, die sich seit Mitte 1997 in zahlreichen Aufsätzen und Leserbriefen niederschlagen hat.

Der definitive Text der Gemeinsamen Erklärung liegt seit Anfang 1997 vor (vgl. HK, April 1997, 191–200). Sie wurde vom Generalsekretär des LWB mit folgender Frage an die Mitgliedskirchen versandt: „Akzeptiert Ihre Kirche die in § 40 und § 41 der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre erreichten Ergebnisse und bejaht somit, daß aufgrund der Übereinstimmung über das grundlegende

Verständnis und die grundlegende Wahrheit unserer Rechtfertigung in Christus, welche die Gemeinsame Erklärung bezeugt, die Lehrverurteilungen der Lutherischen Bekenntnisschriften hinsichtlich der Rechtfertigung die Lehre der römisch-katholischen Kirche über die Rechtfertigung, wie sie in der Gemeinsamen Erklärung dargestellt ist, nicht mehr treffen?“ Die offiziellen Stellungnahmen der Kirchen sollen bis 1. Mai dieses Jahres beim Weltbund in Genf eingehen.

Wie weit reicht die Übereinstimmung?

Die deutschen Mitgliedskirchen des LWB sind im „Deutschen Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes“ (DNK) zusammengeschlossen, das seit 1948 besteht. Ihm gehören zunächst die Gliedkirchen der „Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland“ (VELKD) an, also die Landeskirchen Bayern, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, Nordelbien, Sachsen, Schaumburg-Lippe und Thüringen. Dazu kommen die Oldenburgische, Pommersche und Württembergische Landeskirche, die „Lutherische Klasse“ der (ansonsten reformierten) Lippischen Landeskir-